

unseres Schöpfers und Retters, werden so im Zeugnis unseres täglichen Verhaltens und Glaubens gegenwärtig gemacht. Und das ist eine der Antworten, die diejenigen, die an Gott glauben und bereit sind, »seinen Namen zu heiligen« (vgl. Mt 6, 9), auf das säkularisierte Klima unserer Tage geben können und sollten.

Ein Jubiläumskolloquium wird so leicht zum Ausgang für einen neuen und intensiven Einsatz nicht nur für immer tiefere Beziehungen zwischen Juden und Christen in vielen Bereichen, sondern auch für das, was der Mensch in der heutigen Welt am nötigsten hat: ein Gefühl für Gott als einen liebenden Vater und für seinen Heilswillen.

In diesem Zusammenhang bemerke ich in eurem Programm die Bezugnahme auf die Katastrophe, die das jüdische Volk vor und während des Krieges besonders in den Todeslagern so grausam dezimierte. Ich bin mir sehr bewusst, dass das traditionelle Datum für ein derartiges Gedenken gerade jetzt gegeben ist. Gerade ein Fehlen des Glaubens an Gott und folglich der Liebe und Achtung für unsere Mitmenschen kann leicht solche Katastrophen herbeiführen. Lasst uns miteinander beten, dass niemals wieder etwas Derartiges geschieht und dass alles, was wir tun, um einander besser kennenzulernen, um miteinander zusammenzuarbeiten und Zeugnis zu geben von dem einen Gott und seinem Willen, wie er in den Zehn Geboten zum Ausdruck kommt, dazu helfe, den Menschen immer

noch mehr den Abgrund bewusst zu machen, in den die Menschheit stürzen kann, wenn wir andere Menschen nicht als Brüder und Schwestern, als Söhne und Töchter desselben himmlischen Vaters anerkennen.

Jüdisch-christliche Beziehungen sind niemals eine akademische Übung. Im Gegenteil, sie sind Teil des echten Werkraums unserer religiösen Verpflichtungen und unserer Berufungen als Christen und als Juden. Für Christen haben diese Beziehungen besondere theologische und moralische Dimensionen, weil die Kirche, wie es in dem Dokument, dessen ihr gedenkt, heisst, überzeugt ist, »dass sie durch jenes Volk, mit dem Gott aus unsagbarem Erbarmen den Alten Bund geschlossen hat, die Offenbarung des Alten Testamentes empfing und genährt wird von der Wurzel des guten Ölbaums, in den die Heiden als wilde Schösslinge eingepfropft sind (vgl. Röm 11, 17–24)« (*Nostra aetate*, Nr. 4). Durch das Gedenken an den Jahrestag von *Nostra aetate* sollen uns all diese Dimensionen noch stärker bewusst und überall in die tägliche Praxis umgesetzt werden.

Ich hoffe ernsthaft und bete darum, dass das Wirken eurer Organisationen und Institutionen auf dem Gebiet der jüdisch-christlichen Beziehungen immer mehr vom Herrn gesegnet werde, dessen Name ewig gepriesen sei: »Gross ist der Herr und hoch zu loben« (Ps 145, 3).

(Orig. engl. in O. R. 20. 4. 1985)

6 I Dankadresse von Kardinal Roger Etchegaray* anlässlich des ihm erstmals verliehenen Internationalen Ökumenischen Ladislaus-Laszt-Preises**, Universität Beerscheba, 18. Dezember 1985

Herr Rektor, liebe Freunde,
wissen Sie, an wen ich alsogleich gedacht habe, als eine Botschaft aus der Universität Beerscheba bis nach Rom gekommen ist, um mir diesen »Internationalen Ökumenischen Ladislaus-Laszt-Preis*** anzukündigen? Ich muss es gestehen: Ich habe weder an einen Juden noch einen Muslim und nicht einmal an Gott gedacht, sondern an den »Freund Gottes« und den »Vater der an Gott Glaubenden«, an Abraham, der mit den Schritten eines alten Nomaden so oft im Umkreis der Wasserstellen der Negeb-Wüste umhergeschweift ist.

Ich erinnere mich einer warmen und raunenden Nacht, die ich im August 1966 in der Jugendherberge von Beerscheba verbracht habe. Am frühen Morgen traf ich bei einem Ziehbrunnen der Umgebung Beduinen. Mit ihnen tauschte ich weder einen Eid noch sieben Lämmer aus, sondern schlicht und einfach einen Blick, der, tiefer als der Brunnen, die Echtheit unserer Bruderschaft enthüllte. Genau damals und demzufolge hier in Beerscheba habe ich meine ökumenische Berufung aus der Tiefe geschöpft – auf den Spuren Abrahams, der, ausserhalb seiner heimatlichen Erde, als erster auf Erden in der Nacktheit seines Glaubens die Verheissung des Bundes, des Liebespaktes Gottes mit den Menschen, empfangen durfte.

(Fortsetzung S. 26)

* Roger Kardinal Etchegaray, bis 30. 6. 1984 Erzbischof von Marseille, seither Präsident von »Justitia et Pax« und »Cor Unum«.** – Vgl. Kardinal Etchegaray: »Judentum und Christentum. Interventionen anlässlich der Bischofssynode in Rom, 4. 10. 1983«, in: FrRu XXXVI/1984, S. 3 f.

** Das Manuskript dieser Dankesadresse verdanken wir Madame Nelly Weiss-Füglister, die Übertragung aus dem Französischen Notker Füglister OSB, Professor für AT, Universität Salzburg.

An diesem sechsten Tag von Tevet: [dem jüdischen Jahr] 5746, am 18. Tag im Dezember 1985, dem 38. Jahr der Unabhängigkeit Israels, vergeben wir hiermit den ersten »Prof. Ladislaus Laszt¹ Internationalen Ökumenischen Preis« an Seine Eminenz

ROGER KARDINAL ETCHEGARAY

in Anerkennung und Würdigung seines hervorragenden Beitrags für Studium, Forschung und für sein Wirken zur Förderung gegenseitigen Verstehens und der Toleranz zwischen den Religionen.

Wir bezeugen dies hiermit mit unseren Unterschriften:

Prof. Chaim Elata
Rektor und
ausübender Präsident

Robert Arnou
Vorsitzender des
Verwaltungsrats

Prof. Pinchas H. Peli
Vorsitzender des Preiskomitees

Beerscheba, Stadt Abrahams, Vater aller monotheistischen Religionen

¹ Prof. Ladislaus Laszt wurde 1908 in Ungarn geboren. Er begann sein Medizinstudium in Hamburg und erhielt 1934 sein Doktorat an der Universität in Basel. Danach liess er sich in Fribourg (Schweiz) nieder. Prof. Laszt war Spezialist für Kardiologie, veröffentlichte über 200 wissenschaftliche Publikationen. Seine Interessen gingen weit über sein Fachgebiet, und kurz vor seinem Tod (1981) traf er Vorsorge, die Ben-Gurion-Universität des Negev mit einer dauernden Stiftung zu betrauen für diesen zweijährigen internationalen ökumenischen Preis. Seine in der Schweiz lebende Witwe Nelly ist ausserordentlich bemüht, dieses würdige Unternehmen zu verwirklichen.



Mitglieder des Internationalen Anerkennungskomitees für den »Prof. Ladislaus Laszt Internationalen Ökumenischen Preis«.
 Von l. n. r.: Kardinal Roger Etchegaray – (verdeckt E. Nari) – Sheik Farid Wajdi Tabari, Kaddi – Dr. G. M. Riegner (halb verdeckt) – Prof. Pinhas Peli – Chaim Elata, Rektor und ausübender Präsident der Ben-Gurion-Universität – Mme. Nelly Laszt (verdeckt) – Prof. Moshe Dariel, Dept. of Materials Engineering – René Sirat, Grossrabbiner von Frankreich – Prof. Marcel J. Dubois OP, Dekan der Philosophischen Fakultät, Hebräische Universität, Jerusalem.

Heute abend, nach ziemlich genau zwanzig Jahren, komme ich ohne danach getrachtet zu haben, nach Beersheba zurück. Dabei habe ich die Überzeugung, dass es Gott ist, der mich auf geheimnisvolle Weise hierher zurückgeführt hat, nicht nur um den Preis Ladislaus Laszt entgegenzunehmen, sondern zum Zweck einer Pilgerfahrt zu den abrahamitischen Quellen meiner ökumenischen Berufung. Deshalb werden Sie mir gestatten, dass ich fürs erste unverzüglich an Gott denke, um ihm Lobpreis und Ehre auszusprechen, an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, den Gott jener drei Patriarchen, deren Geschichte diese Region geprägt hat. Mittels Gott danke ich der Universität Ben Gurion des Negev sowie der Jury, die mich für diesen Preis auserwählt hat, fast so, wie Abraham von Gott auserwählt worden ist: aus reiner Gnade.

In der Tat, was habe ich Aussergewöhnliches getan ausser den tausend kleinen gewöhnlichen Gesten des alltäglichen Lebens, die dazu dienen, dass diejenigen, die unter ein und demselben Zelt Gottes kampieren, schlicht und einfach als Brüder leben? Dazu genügt an und für sich das allgemein menschliche Gewissen. Aber es gibt zweifelsohne Orte und Zeiten, an denen das, was selbstverständlich sein sollte, schwer zugänglich ist. Dann sind die allerersten Kräfte des Glaubens herausgefordert.

Mitglieder des Anerkennungskomitees:

Prof. Pinchas H. Peli, Chairman, Head of the Blechner Chair for Jewish Values and Traditions, Ben-Gurion University of the Negev. Prof. Chaim Elata, Rector and Acting President, Ben-Gurion University. Prof. Moshe Dariel, Department of Materials Engineering, Ben-Gurion University. Prof. Marcel J. Dubois, OP, Head of the Philosophy Department, Hebrew University, Jerusalem. Prof. Yehuda Gradus, Dean, Faculty of Humanities and Social Sciences, Ben-Gurion University. Rabbi Wolfe Kelman, World Jewish Congress. Dr. Goran Larssen, Swedish Theological Institute. Prof. Shemaryahu Talmon, Hebrew University, Jerusalem. Rabbi Baruch Gold, Coordinator.

Diese universitäre Feier für ein besseres Verständnis allerer, die dem »Volk des Buches« zugehören, wie können sie – ich wage es zu sagen – nur wahrhaftig leben in einem Aufschwung des Glaubens, der auch uns alles zurücklassen lässt, alles, was nicht Gott ist, um daraufhin hundertfältig die Menschlichkeit jenes Menschen zu finden, der nach seinem Bild und nach seiner Ähnlichkeit geschaffen ist. Es bedarf der Redlichkeit, es zu sagen: Jede der drei Familien, die sich auf die abrahamitische Sohnschaft beruft, versteht sie auf ihre je eigene Weise. Es bedarf des Mutes, es zu tun: Die Öffnung einer Familie gegenüber einer anderen kann sich nicht ereignen durch das betrügerische Verspielen der eigenen religiösen Identität. Zugleich aber bedarf es der Kraft, es zu glauben: Der Gott Abrahams umarmt mit ein und derselben Zärtlichkeit alle Söhne, die seinen Namen preisen und seinen Willen suchen.

Unsere gemeinsamen Wurzeln sind auf der Seite Gottes. Ein grosser Kenner der drei monotheistischen Religionen, Roger Arnaldez, hat neuerdings ein erleuchtetes Buch geschrieben, das allerdings einen doppeldeutigen Titel hat: »Drei Botschafter für einen einzigen Gott« (»Trois messagers pour un seul Dieu«). Tatsächlich zeigt der Verfasser ohne Umschweife, dass die drei Botschafter Träger dreier unterschiedlicher Botschaften bezüglich ein und desselben Gottes sind. Nachdem Arnaldez dergestalt jeden die drei Monotheismen allzu leicht verwickelnden Gefälligkeits-Ökumenismus verworfen hat, entwickelt er die biblischen, evangelischen und koranischen Konvergenzpunkte, die zur Schaffung eines wirklich spirituellen, ja sogar mystischen Humanismus beitragen können, eines Humanismus, der noch tiefer und konkreter ist als der im Mittelalter durch die philosophische Zusammenarbeit eines Averroes, eines Maimonides und eines Thomas von Aquin entwickelten. Ich meine, dass eine solche noch kaum einen Spalt breit eröffnete Perspektive die einzige ist, die uns helfen kann, gemeinsam die Herausforderungen unse-

res Zeitalters hervorzuheben. Denn diese riesigen Herausforderungen mit ihren technischen und politischen Armierungen sind vor allem Herausforderungen des Menschen an den Geist, an Gott selbst. Nur der Mensch, der wie Jakob fähig ist, die ganze Nacht bis zur Morgenröte mit dem Engel zu kämpfen (Gen 32, 25–33), das heisst das von Angesicht zu Angesicht mit Gott zu ertragen, ist imstande, hinkend zwar, aber dennoch heiter, auf den tragischen Wegen der Geschichte voranzuschreiten: der Herr, sein Gott, ist der einzige Herr.

Das »Schma« Israel« (»Höre, Israel«) kommentierend, berichtet Professor P. Peli, dass nach dem Talmud zwar jeder Jude die Verpflichtung hat, täglich das »Schma« zu rezitieren, der Sklave aber davon ausgenommen ist, weil er, da er einen anderen Herrn hat, nicht frei ist. Es ist also die Einzigkeit Gottes, die grundsätzlich die Freiheit des Menschen einschliesst. Ich denke da an den Einfall eines französischen Philosophen: »Gott hat den Menschen so wenig als möglich erschaffen.« Er hat ihn eher nach seiner Skizze als nach seinem Bild geschaffen, indem er ihm die Ehre gewährt und die Sorge überlässt, sein Werk selber zu vollenden. Und der Zwischenraum, der sich zwischen seinem göttlichen Wort und dieser unvollendeten Symphonie erstreckt, ist das unbegrenzte Feld, das der Freiheit des Menschen offensteht. Wir sehen darin das erhabenste Zeichen der menschlichen Würde sowie die zerbrechlichste Realität, die es unerbittlich zu verteidigen gilt gegen alle den Menschen versklavenden äusserlichen und innerlichen Götzen. Abraham ist der erste Zertrümmerer der Götzen gewesen, der erste Mensch, der sich befreit hat, indem er dem Anruf des einzigen Gottes entsprochen hat. Da Gott Adam anruft: »Wo bist du?«, verbirgt sich Adam und gibt keine Antwort (Gen 3, 8 f.). Da Gott Abraham anruft, antwortet er: »Hier bin ich« (Gen 22, 1), und er bricht auf, bricht auf bis zu den letzten Grenzen sowohl des Glaubens als der Freiheit. Als Söhne Adams sind wir alle auch Nachkommen Kains, des Mörders von Abel. Und deshalb wird beim Letzten Gericht einem jeden von uns nur eine einzige Frage gestellt werden: nicht »Wer bist du?« noch »Wo bist du?«, sondern »Was hast du mit deinem Bruder getan?« (vgl. Gen 4, 16).

Als Söhne Abrahams gehören wir zu denen, die das Wort Gottes zur heiligen Pflicht der Gastfreundschaft erweckt und ermuntert. Ich liebe sehr die jüdische Überlieferung, die ausgerechnet Abrahams Aufenthalt in Beerscheba betrifft. Jaschar wa-Jera erzählt: »Abraham pflanzte dort einen ausgedehnten Hain und versah ihn, damit man ihn betreten könne, mit vier Eingängen, den vier Ecken der Welt – Ost, West, Nord, Süd – gegenüber, und im Innern pflanzte er einen Weinstock. Wenn ein Reisender dort vorbeiging, trat er durch den Zugang, vor dem er sich gerade befand, ein, setzte sich, ass, trank und, einmal gesättigt, brach er wieder auf. Denn Abrahams Haus stand allen Vorbeigehenden beständig offen, und es gab jeden Tag solche, die kamen, um dort zu trinken und dort zu essen. Wenn jemand Hunger hatte und zu Abraham kam, gab dieser ihm, was er benötigte, damit er essen könne gemäss seinem Hunger und trinken gemäss seinem Durst. Wenn jemand nackt war und zu Abraham kam, liess dieser ihn Kleider auswählen, gab ihm Silber und Gold und sprach zu ihm vom Herrn, der ihn erschaffen und auf die Erde gestellt hatte.«

Warum denn diese wunderbare und beinahe skrupulöse Aufmerksamkeit für den andern, für den Fremdling, für den Armen? Das kommt davon, dass, wie Léon Askhenazy geschrieben hat, seit Abraham sich das moralische Gewissen des Menschen mit seinem religiösen Gewissen identifiziert hat, das Geschick Gottes und das Geschick des Menschen unauflösbar miteinander verbindend. In ei-

ner Welt, die die totale Subjektivität der Werte verkündet und sich ausserstande findet, die Gewalt und den Hass einzudämmen, zu einer Stunde, in der die grossen ideologischen Systeme, ohne es einzugestehen, ihre Niederlage offenbaren, müssen die Söhne Abrahams unerschrocken Zeugnis ablegen vom Absolutheitsanspruch Gottes inmitten der gegenseitigen menschlichen Verpflichtungen, solcherart befähigt, den Lauf der Geschichte zu zwingen, das Bett ihrer eigenen Logik, in welchem sie untätig einschläft, zu verlassen. Ist das nicht der Sinn und die aktuelle Dringlichkeit des Prophetismus, der dem Denken eines André Neher so teuer ist?

Liebe Freunde, Sie werden mir verzeihen, wenn es die Person Abrahams ist, um die herum ich Sie heute abend zusammen mit mir ein wenig spazieren führte. Konnte ich anders handeln im Blick auf das Thema und den Ort dieser Feier? Jeder von uns hat eintreten können in seinen Hain durch eine der in den vier Himmelsrichtungen gelegenen Pforte. Konnte ich etwas anderes sagen als das, was Gott zu Abraham sagt, dieser »Gott auf der Suche des Menschen«, gemäss dem schönen Ausdruck und dem schönen Buch Abraham Heschels, damit der Glaube nicht eine bloss »Familienerinnerung« sei, sondern mehr denn je eine »Quelle des Lebens«? Ich habe mich bei unserem Ahnen Abraham aufgehalten, doch ohne in mir selber Jesus zu vergessen, dessen Jünger ich auch bin und dem ich Glauben schenke, da er eines Tages gesagt hat, dass Abraham frohlockte beim Gedanken, seinen Tag zu sehen: »Er hat ihn gesehen und er hat sich gefreut« (Joh 8, 56).

Ich weiss, was mich vom Judentum trennt, aber mit Erstaunen – ich habe es vor zwei Jahren öffentlich bei der Bischofssynode gesagt¹ – entdecke ich, bis zu welchem Punkt mein christlicher Glaube um so üppiger grünt, je mehr er aus seiner jüdischen Wurzel lebt. Ich möchte, dass meine schlichte Gegenwart heute abend Zeugnis ablege von der Wahrheit meiner Existenz. Ich wiederhole auch, dass die Dauerhaftigkeit des jüdischen Volkes für das Christentum nicht nur ein Problem der äusseren Beziehung, sondern des inneren Lebens, das sein eigentliches Sein berührt, nach sich zieht. Papst Johannes Paul II. wagte zu sagen, die beiden Gemeinschaften seien »verbunden auf der Ebene ihrer eigentlichen Identität« (12. März 1979). Es ist für die Christen wesentlich, dem jüdischen Volk das Existenzrecht zuzuerkennen, alles zu tun, um es in seiner geheimnisvollen Verschiedenheit und unvergleichlichen Verwandtschaft zu verteidigen. Um uns ohne Unterlass zu verweisen auf den Ort unserer Geburt, auf diese Wüste, aus der das Volk Gottes erstanden ist. Um uns davor zu bewahren, eigenmächtig für die Geschichte Gottes und der Menschen den Schlusspunkt zu setzen. Ich denke an das, was eines Tages Rosenzweig sagte: »Hätte der Christ nicht den Juden hinter sich, er verlöre sich, wo er sich findet.« Auch habe ich den berühmten Brief Jacques Maritains wieder gelesen, der aus Rom an die Konferenz von Seelisberg gerichtet ist: »Solange die Welt, die sich auf die christliche Zivilisation beruft, nicht vom Antisemitismus geheilt ist, wird sie eine Sünde hinter sich herschleppen, die sie an ihrer Wiederaufrichtung hindert.«² Für die Christen gehört der Antisemitismus der Ordnung nach zur Häresie und nicht einfach zur Politik!

Der jüdisch-christliche Dialog hat kaum das Höhlenzeitalter verlassen. Auf der einen wie der anderen Seite ist er noch voll von stillschweigenden Vorbehalten. Er könnte nur zu einem Ziel kommen, wenn jeder Partner die Gleichzeitigkeit des andern in Rechnung stellt. Aber der Weg wird lang sein. Man muss die Vergangenheit überse-

¹ s. FrRu XXXVI/1984, S. 3 f.

² vom 28. 7. 1947, vgl. FrRu I/1948, S. 2, XXXIII/1981, S. 6.

hen oder vergessen, um jene »historische Wende« (Kardinal Willebrands) nicht zu realisieren, die vor knapp zwanzig Jahren vom II. Vatikanischen Konzil mit »Nostra Aetate« in Bewegung gesetzt worden ist. Es wird viel Zeit brauchen, um den Lauf von zweitausend Jahren Geschichte zurückzukehren (oder umzukehren) und um die Christen auf den Weg der Reue zu verpflichten.

Um zum Ende zu kommen: Von hier wie von Rom oder von Marseille, von jedem Winkel der Welt, an dem ich mich befinden mag, als Glaubendem wenden sich meine Augen nach Jerusalem. O Jerusalem, du Bevorzugte Gottes, von dir kann ein jeder sagen: »Hier ist meine Mutter, in dir ist jeder Mensch geboren« (vgl. Ps 87), und die Nationen ziehen zu deinem Licht. O Jerusalem, wir ziehen dir entgegen! O Jerusalem, »du gut Gebaute, in einem Stück gefügt«, wo sich alle Söhne Abrahams versammeln und auf die sich das Gebet um den Frieden konzentriert (Ps 122). O Jerusalem, wir ziehen dir entgegen! O Jerusalem, wo die Hügel ob der Verwüstung weinen und tanzen vor Hoffnung, Berg Moria und Golgota, Tempelmauer und Gedächtnisstätte Yad-Vaschem, leeres Grab, wo der Engel einlädt, nicht unter den Toten den suchen, der lebendig ist. O Jerusalem, wir ziehen dir entgegen! Das jüdische Volk hat eben Chanukka gefeiert, das familiäre Fest der Lichter, das Fest des Glaubens der makkabäischen Märtyrer an die Unsterblichkeit.

Und das christliche Volk wird in wenigen Tagen Weihnachten feiern, das Fest der aufgehenden Sonne, des Immanuel, der Ankunft des Friedensfürsten. Um sich darauf vorzubereiten, durchlebt die Kirche aufs neue einen Monat lang die fiebrige und freudige Erwartung des Advents in Gemeinschaft mit allen Patriarchen, Propheten, Psalmisten, zusammen mit den »anawim« (den Armen und Demütigen) und mit derjenigen, in der sich die lange Hoffnung des ganzen auserwählten Volkes verdichtet hat: mit Maria, der Tochter Zions. Weit davon entfernt, sich voneinander zu entfremden, hören Juden und Christen nicht auf, sich im Blick auf den Messias gegenseitig zu begegnen. Edmond Fleg lehrt es uns im »Ecoute Israël«:

»Und nun seid ihr beide in Erwartung:

Du, dass er komme, und du, dass er wiederkomme.

Aber es ist derselbe Friede, den ihr von ihm erbittet.

Und eure beiden Hände – dass er komme und dass er wiederkomme –,

In derselben Liebe streckt ihr sie ihm entgegen! Welchen Unterschied macht es? Von einem und vom andern Ufer

Sorgt dafür, dass er ankommt!

Sorgt ihr dafür, dass er ankommt?»

Derselbe Edmond Fleg spornt in einem anderen Buch (»Jésus raconté par le juif errant«) uns alle, Juden und Christen, an: »Damit der Messias komme, ruft mit mir: ›Glücklich diejenigen, die die Waffen beiseite werfen; sie werden den Messias gebären!« – Schalom.

II Ansprache von Dr. Gerhart M. Riegner*

anlässlich der Einführung von Kardinal Etchegaray zur Feier der Preisverleihung

Herr Vorsitzender, Eminenz, meine Damen und Herren!

Wir sind heute abend hier versammelt, um eine der grossen Gestalten der modernen ökumenischen Bewegung zu feiern, einen Mann, der zugleich ein grosser Freund des jüdischen Volkes ist. Und wenn ich von Ökumenismus spreche, so verstehe ich dabei den Begriff im weitesten Sinne des Wortes: im Sinne von Eintracht und Zusammenarbeit zwischen den grossen Religionen unter voller Wahrung ihrer eigenen Identität. Die Anwesenheit eines islamischen Vertreters an unserer Feier ist in dieser Hinsicht von besonderer Bedeutung. Wir freuen uns besonders, dass diese Feier in Beerscheba stattfindet, der Stadt Abrahams, des Vaters der drei grossen monotheistischen Religionen, der ein Symbol dessen ist, was uns am meisten in unseren religiösen Überzeugungen eint.

Baruch haba! Seien Sie willkommen, Eminenz, in der Stadt Abrahams, an den Sie in Ihrem letzten Buch ein Gebet gerichtet haben, das uns tief berührte und das mit den Worten endet: »Vater Abraham, lehre mich, mit Dir zu jubeln und auf dem Wege des Lebens vorwärts zu schreiten!«

Meine Rolle, meine Damen und Herren, ist es, Ihnen den Mann vorzustellen, den wir heute abend ehren. Ich kenne ihn seit 15 Jahren und ich habe mit ihm bei verschiedensten Gelegenheiten zusammengearbeitet. Ich habe ihn so schätzen und lieben gelernt, und so ist es für mich eine besondere Ehre und grosse Freude, ihn hier einzuführen. Ihre »offizielle Geschichte«, Eminenz, Ihr fulguranter Aufstieg in der katholischen Hierarchie ist schnell erzählt. Aus Espelette stammend, der Kreishauptstadt des Kantons der Atlantischen Pyrenäen, im schönen Baskenland, wurden Sie 1947 im Alter von 25 Jahren zum Priester geweiht. Sie setzten Ihre Studien an der Gregorianischen Universität in Rom fort, wo Sie zum Doktor des Kanonischen Rechts promovierten. Sie wurden darauf zum Leiter

der katholischen Wohlfahrtsanstalten und zum Generalvikar der Diözese Bayonne ernannt, bevor Sie Generalsekretär des französischen Episkopats wurden, ein Posten, den Sie mit grosser Auszeichnung von 1966–1970 bekleideten. Sie wurden 1968 zum Weihbischof in Paris bestimmt und 1970 als Erzbischof nach Marseille berufen. Sie blieben in diesem eminent wichtigen Amt bis 1984. Von 1975 bis 1981 waren Sie Präsident der französischen Bischofskonferenz, von 1971 bis 1979 Präsident des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen. Von Papst Johannes Paul II. 1979 zum Kardinal ernannt, folgten Sie fünf Jahre später seinem Ruf nach Rom als Präsident der päpstlichen Kommission »Iustitia et Pax« und des päpstlichen Rates »Cor Unum«, der mit der Koordination der sozialen Wohltätigkeitsanstalten in der Kirche betraut ist. Aber nicht davon wollte ich Ihnen erzählen. Ich möchte Ihnen den Menschen Roger Etchegaray vorstellen, wie ich ihn kenne: den Mann tiefer Gläubigkeit, den Menschen, der einen durch seine Einfachheit überwältigt, durch seine Aufrichtigkeit, seinen Mut, seine Spontaneität und seine Menschlichkeit und der dabei immer ein »homme engagé« ist. Er achtet den anderen in seiner Identität und seinen Überzeugungen. Er ist offen gegenüber der Welt und versucht, den Herausforderungen, die sie an uns richtet, die Stirn zu bieten. Er nimmt daher an allen Kämpfen für eine bessere und gerechtere Welt teil – eine Welt, die nicht von Konflikten, von Gewalttätigkeit, Hass, Ausbeutung und sozialem Unrecht zerrissen ist, eine Welt, die frei ist von Rassenhass, Antisemitismus und allen anderen Vorurteilen.

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang die ungeheuer aktive und konstruktive Rolle hervorheben, die Kardinal Etchegaray in Marseille als Bindeglied zwischen den verschiedenen Bevölkerungsschichten gespielt hat, einer Stadt, die sowohl grosse Bevölkerungsgruppen muslimischer Einwanderer aus Nordafrika wie eine bedeutende jüdische Gemeinde in sich schliesst und die er ständig zu

* Copräsident des Jüdischen Weltkongresses.